



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Wanderungen in der Niederlausitz. 6 : Graf Brühl
und seine Schlösser

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wanderungen in der Niederlausitz

Don Otto Eduard Schmidt

6. Graf Brühl und seine Schlösser



Es gibt nicht leicht einen Stadtteil in Dresden, der im letzten Jahrzehnt so durchgreifende Veränderungen erfahren hätte wie die Umgebung des königlichen Schlosses. Daß dieses selbst, der ehrwürdige Bau Georgs des Bärtigen und der ersten albertinischen Kurfürsten, statt der überaus nüchternen und verschliffnen Außenseite, die zahlreiche Brände und der Zahn der Zeit verschuldet hatten, nun wieder das schmutze und phantasievolle Kleid deutscher Renaissance angezogen hat, wird niemand tadeln. Aber nicht ohne Bedenken hat man den überlieferten Charakter des Hintergrundes der Brühlschen Terrasse, der wie aus einem Goldonischen Lustspiel herübergenommen in seiner schlichten Miniatur die wirksamste Folie für die imposante Kuppel der Frauenkirche bildete, sich in eine Reihe wichtiger Renaissancepaläste verwandeln sehen, die dadurch dem Auge nicht gefälliger werden, daß ihre Innenräume den bildenden Künsten dienen. Noch größer war der Schmerz der Kunst- und der Altertumsfreunde, als vor zwei Jahren das berühmte Brühlsche Palais, das länger als anderthalb Jahrhunderte den Charakter der Augustusstraße bestimmt hatte, dem Neubau des Ständehauses weichend in Schutt und Trümmer sank. Gewiß sind es nicht erhebende Erinnerungen, die der Sachse auffrischte, wenn er an der gigantischen Weisheit und Wachsamkeit, zwei Statuen Mattellis, die dort einst den Eingang schirmten, vorüberschritt, aber das 1737 bis 1740 vom Oberlandbaumeister Knöffel erbaute Palais bildete doch mit dem dahinterliegenden Brühlschen Garten ein so untrennbares Ganze und bot in seinem Treppenhaus und seinen Sälen so viel Interessantes und Schönes, daß es vor dem Abbruch hätte bewahrt werden müssen. Es kommt hinzu, daß das ehemals Brühlsche Sommerpalais in der Friedrichstadt, das später dem Grafen Marcolini gehörte und in der Regel nach diesem benannt wird, als städtisches Krankenhaus längst den Charakter des Schlosses verloren hat, und daß ein von Brühl im Jahre 1748 gekauftes Haus auf der Schießgasse auch schon lange abgebrochen ist. Wer sich also künftig aus eigener Anschauung von einer Brühlschen Behausung einen Begriff machen will, der muß über das Weichbild der Stadt, für deren Lebensformen Brühl fast ein Menschenalter hindurch maßgebend war, hinausgehen auf die Landitze, die der Minister in mehreren Gegenden des damaligen Sachsens besessen hat. Neue geschichtliche Erkenntnis im tiefsten Sinne des Wortes läßt sich dabei nicht gewinnen; denn das Urteil über den Staatsmann Brühl ist gesprochen und kann sich bei der Fülle des wider ihn zeugenden Materials nicht wesentlich ändern, wenn auch die Durchforschung der Archive diesen oder jenen seiner politischen Schachzüge in etwas günstigerer Beleuchtung zeigen sollte, wenn er auch als Mäcen von Kunst und Wissenschaft ein gewisses Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf. Immerhin bleibt doch die ganze Existenz des Junkers aus Gangloffsümmern (in Thüringen), der sich vom armen Pagen zum alleingebietenden Minister in Sachsen emporgearbeitet hat, ein interessantes biologisches Problem, zu dessen Lösung vielleicht auch das Studium der Privatverhältnisse des Mannes etwas beitragen kann. Deshalb lohnt es sich wohl, ihn in seiner Häuslichkeit aufzusuchen, seine Güter und Schlösser

und damit seinen künstlerischen Geschmack und seine wirtschaftlichen Unternehmungen kennen zu lernen. Die auf dem Hauptstaatsarchiv in Dresden wenigstens zum Teil erhaltenen Briefe Brühls und seiner Gattin an seinen Vertrauten, den Geheimen Kammerrat Karl Heinrich von Heineken, dem er das schöne Gut Altdöbern in der Niederlausitz verschafft hatte, erlauben uns, davon etwas mehr zu wissen, als was man in den gedruckten Werken bis zum Überdruſſe wiederholt findet: daß er hundert Tabaksboxen hinterlassen und seine Schuhe und Kleider fuderweise aus Paris bezogen hat.

Mit diesen Gedanken fuhr ich aus dem schönen Park des gräflich Muskauſchen Schlosses Branitz bei Kottbus ostwärts nach Forst, denn diese Stadt war einst der administrative Mittelpunkt des größten Güterkomplexes, den Brühl besaß, der Herrschaft Forst-Pförten. Graf Brühl hat die eine Hälfte dieses schönen Besitzes, nämlich Pförten, das nach dem Aussterben der Herren von Bieberstein (1667) den Grafen Bromnitz und schließlich der Familie von Watzdorf gehört hatte, schon 1740, Forst dagegen, das 1668 von der Landesherrschaft als erledigtes Lehen eingezogen worden war, 1746 durch Kauf in seinen Besitz gebracht. Er wurde dadurch einer der mächtigsten Standesherrn der Niederlausitz, denn die Herrschaft Forst-Pförten umfaßte etwa zwölf Quadratmeilen und bestand aus zwei Städten, neunzehn herrschaftlichen Vorwerken und vierunddreißig Kammerdörfern.

Heutzutage ist freilich in Forst von der Brühlschen Herrlichkeit nicht mehr viel übrig: seit die Steinschen Reformen den Städten die Selbstverwaltung gegeben haben, ist auch in Forst ein selbstbewußtes Bürgertum erwachsen, das von der frühern Abhängigkeit nicht mehr viel weiß. Die Stadt, die zu den Zeiten des Ministers Brühl kaum 1500 Einwohner hatte, hat deren jetzt 25 000 und fabriziert jährlich für mehr als zwanzig Millionen Mark Tuche. Es kann sich also in seiner Bedeutung für die Industrie mit Kottbus vergleichen, so sehr es auch an Eleganz hinter dieser Metropole der Niederlausitz zurücksteht. Das Rathaus, einst der Sitz der Brühlschen Verwaltung, trägt allerdings außer dem Stadtwappen, einem Hirschgeweih, auch noch das Brühlsche. Aber von dem gräflichen Schlosse in Forst ist nur das Hauptgebäude übrig, und dieses ist in eine Tuchfabrik umgewandelt — nur eine riesige Platane, die fast den ganzen spärlichen Rest des Gartens überschattet und wohl noch die Tage des Ministers gesehen hat, zeugt von verschwundener Pracht.

Deutlichere Spuren der Brühlschen Wirtschaftsweise hofften wir in dem zwei Stunden weiter ostwärts liegenden Pförten zu finden, weil sich dieser Ort, abseits von der Eisenbahn liegend, nicht in moderner Weise „entwickelt“ hat. Dort wollten wir, um den *genius loci* gehörig auf uns wirken zu lassen, für ein bis zwei Tage Quartier nehmen. Der Frühlingsregen rauschte in Strömen zur grünenden Erde nieder, als wir am Sonnabend vor Palmarum durchnäht und müde von dem bewaldeten Höhenzuge herunterfahren, der das kleine Ackerstädtchen Pförten von der westlicher liegenden Landschaft trennt. Durch einen fremdartigen steinernen Torbau, der entweder die fehlende Stadtmauer einigermaßen ersetzen oder einen Schimmer von italisch-klassischer Kultur über diese deutsche Ländlichkeit ausbreiten sollte, gelangten wir auf eine auffallend breite, mit Klinkstein und Bürgersteig ausgestattete Straße, die auf beiden Seiten mit Häusern von derselben Höhe und Bauart eingefast war. Man sah es dieser Anlage an, daß sie nicht dem langsamen und vielköpfigen Walten deutscher Spießbürger ihr Dasein verdankte, sondern auf einmal nach dem festen Plan eines Gewaltigen entstanden war — und als auf der linken Seite eine ebenso breite Straße rechtwinklig abbiegend auf ein hohes Flügeltor und ein von steinernen Pfeilern unterbrochenes Holzgitter hinleitete, da erblickten wir hinter grünen Rasenflächen und weitläufigen Seitengebäuden auch den Ausgangspunkt der schaffenden Kraft, das weißschimmernde Schloß des Standesherrn Grafen Brühl. Zunächst wurde uns jede weitere Forschung durch den Regen abgeschnitten, vor dem wir im herrschaftlichen Gasthose „Zum weißen Adler“ Schutz suchten. Diese Benennung hängt wohl damit zusammen, daß Pförten an der Straße

nach Polen liegt, und daß die Grafen Brühl den polnischen weißen Adler im Wappen führen, und so einfach und schlicht auch der altertümliche Fachwerkbau des „Weißen Adlers“ in Pforten den Reisenden anmutet, so enthält er doch in den Logierzimmern des Oberstocks, zum Beispiel in den breiten Flügelthüren, noch einige Andeutungen seines illustern Ursprungs und des vornehmen Verkehrs, der einst durch diese Räume ging. In Pforten ist überhaupt das meiste herrschaftlich. Herrschaftlich sind die graugrün gekleideten Förster und Waldwärter, die nach wohlvollbrachter Meldung in der großen Gaststube in munterm Jägerlatein ihre Erlebnisse austauschen, herrschaftlich ist der Wald viele Stunden ringsum, der See, viele Häuser des Orts, die Chausseegeldereinnahme, ja sogar die Polizeigewalt, die allerdings gerade im „Weißen Adler“ ihre Schranke findet. „Denn sehen Sie, bedeutete mich am Abend der den silberknöpfigen blauen Rock des Grafen tragende Amtsdienner, wenn Sie hier in der kleinen Gaststube randalkerten, so müßte ich Sie arretieren, wenn Sie aber in der großen tun, so hole ich meinen Kollegen aus der Stadt.“ In der Tat trennt eine dünne Ziegelwand im Gasthause den Gutsbezirk vom Stadtbezirk. Übrigens ist dafür gesorgt, daß neben der gutsherrlichen und der städtischen Macht auch die staatliche nicht leer ausgehe: Pforten hat einen königlich preussischen Amtsrichter. Er richtet unter den Fittichen des schwarzen Adlers; will er freilich sein Mittagmahl einnehmen oder sein müdes Haupt zur Ruhe legen, so verfällt auch er dem weißen Adler, denn er ist ein Junggesell.

Im Laufe des Nachmittags ließ der Regen nach, und wir gingen die breite Straße vom Tore hinaus bis zum Westende des Orts, wo ihn ein schönes schloßartiges Landhaus begrenzt. Alles das geht auf eine Anlage Brühlscher Zeit zurück, rechts davon liegt ein älterer Stadtkern. Es ist für den Kundigen immer lehrreich, in einer solchen Stadtanlage wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen. Hier hatten wirs ohne Zweifel mit einer Musteranlage eines bestimmten wirtschaftlichen „Systems“, des Merkantilismus, zu tun, die einmal wegen ihres Urhebers, dann aber auch wegen ihrer vortrefflichen Erhaltung merkwürdig ist. Die Anlage erinnert auffallend an die von Altdöbern, nur ist die Pfortener, der Größe der Herrschaft entsprechend, umfassender; und wenn ich nicht aus Brühls Briefen wüßte, daß hier der Herr von Heineken seine Hand im Spiele gehabt hätte, so würde ich es aus der Art der Anlage geschlossen haben. Der Merkantilismus, dessen größter Praktiker wohl Ludwigs des Vierzehnten Finanzminister Colbert war, geht darauf aus, den wirtschaftlichen Wert und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Territoriums oder einer Grundherrschaft aufs höchste zu steigern, und zwar besonders durch Erschließung und Verarbeitung der Bodenschätze (Metalle, Kohlen), durch Umwandlung der Roh- in Kunstprodukte, Einführung neuer Industrien, Begünstigung der Ausfuhr unter möglichster Beschränkung der Einfuhr. Er hat also ein volksfreundliches Gesicht, in seinem Wesen aber ist er mehr fürstendfreundlich als volksfreundlich; er nimmt am Bauern, am Arbeiter und am Gewerbetreibenden nur insoweit Anteil, als er Geld ins Land bringt und steuerkräftig ist für die Kasse des regierenden Herrn, von christlicher Liebe ist in ihm keine Spur. Er ist ein Produkt der Aufklärung, ein Ergebnis spekulativer Vernunft, eine Begleitererscheinung des egoistischen Absolutismus, eine Abart individualistischer, kapitalistischer Wirtschaftsweise. Drum ließ er es auch zum Beispiel in Frankreich geschehn, daß die Bauern, die dem Staate zu wenig bare Steuer brachten, verarmten, wobei der Wert inländischer Kaufkraft völlig unterschätzt wurde. Zu Brühls Zeiten war der Merkantilismus in Deutschland etwas viel Bewundertes, seine Schäden waren noch nicht erkannt. So sehen wir denn den Minister geschäftig, seine große Herrschaft nach merkantilistischen Grundsätzen zu organisieren. Die geringen Anfänge einheimischer Tuchmacherei und Leinenweberei werden zu fabrikmäßigen Betrieben umgestaltet; ein Kommissionsrat Bernauer, der außerdem einen Weinhandel betreibt, wird mit dem Verkauf der Waren beauftragt.

Namentlich Tuch für Livreen, woran Brühl selbst großen Bedarf hatte, wurde

unter Leitung eines gewissen Ebig in Forst und in Pforten fabriziert, doch ließ die Qualität manchmal zu wünschen übrig; eine Sendung, die die Gräfin Brühl in Warschau erhielt, ging in Feszen, sowie die Leute das Tuch am Leibe hatten. Auch Töpferei, Kunsttischlerei und Kunstschlosserei wurden in Pforten betrieben: Kommoden, Tische und Parketts, Türschlösser und Fensterbeschläge für andre Brühlsche Schlösser wurden hier angefertigt; die Gräfin selbst bekümmert sich darum: *afin que cela ne coute pas tant, il vaudrait toujours mieux que nos sujets tirassent le profit que des étrangers*, so bekäme doch die Stadt Nahrung, *c'est une idée de ma part*. . . . Gegenstand einer besondern Fürsorge ist ein Stecknadelmacher, den man nach Pforten gezogen hat; auch ein Posamentier und andre Gewerbetreibende sollen veranlaßt werden, sich dort niederzulassen. Für solche Zwecke sind die gleichmäßigen Wohnhäuser der langen, breiten Straße von der Herrschaft gebaut worden. Auch eine Vorstadt, die Mariannenstadt — nach der Gräfin benannt —, wird erwähnt: das sind, wenn ich nicht irre, die niedrigen Häuser, die in der Verlängerung der Hauptstraße nach dem schloßähnlichen Landhause hin liegen. Mitten im Siebenjährigen Kriege wünscht die Gräfin, daß hier vier Häuser gebaut werden, die man entweder gegen festen Zins vermietet oder so nutzbar macht, daß „Handdienste“ als Servitut darauf gelegt werden. Auch ausländische Nutzpflanzen werden in Pforten angebaut, wie zum Beispiel der Tabak, und die Anlegung von Maulbeerbaumpflanzungen deutet darauf, daß Brühl eine Seidenspinnerei einrichten wollte. Ganz besonders sollte der Reichtum der Gegend an Seen und Teichen, an Nadel- und Laubbölgern ausgebeutet werden: deshalb wird die Fischzucht gehoben, Pechhütten, Schneidemöhlen, Ziegelbrennereien, Hochöfen und Hammerwerke werden eingerichtet. Und damit weder ein vorteilhafter Durchgangsverkehr noch die Möglichkeit fehle, die Erzeugnisse der Forst-Pfortner Industrie gewinnreich nach Westen und nach Osten abzusetzen, leitete Brühl die von Warschau nach Dresden fahrende Eilpost über Pforten und versorgte seine Herrschaft mit Marktgerechtigkeiten. Endlich war Brühl auch auf die Sicherheit in seinem Gebiete bedacht: im Jahre 1745 ließ er der Pfortner Bürgerwehr aus dem Dresdner Zeughause fünfundsiebzig Dragonerparabier und fünfundsiebzig Bajonets nebst Pulver, Kugeln und Flintensteinen überweisen; außerdem war er der Chef eines in Pforten stehenden Regiments. So eigenmächtig diese Tätigkeit war, würden wir uns doch freuen, bei diesem Manne neben so vielen Schattenseiten seines Wesens ein tieferes wirtschaftliches Verständnis zu finden. Aber wenn man genauer zusieht, so steht hinter ihm als seine Berater die Grafen Volza und Schimmelmann, die auch in der Finanzgeschichte des sächsischen Staats eine Rolle spielen, und die ganze Ausführung befragt und kontrolliert sein Intendant, der schon genannte Geheime Kammerrat Karl Heinrich von Heineken, der sich übrigens als Ordner der königlichen Kupferstichsammlung, als Herausgeber eines großartigen Kupferstichwerkes über die Dresdner Galerie und als Kunstschriftsteller einen Namen gemacht hat. Es ist nicht zufällig, daß dieser Kunstkennner und Wirtschaftsorganizer in einer Person 1746 ebenfalls in der Niederlausitz und zwar in Adöbern angeheiratet wurde: es geschah durch Brühls unmittelbares Eingreifen, Heineken sollte hier in kleinem Maßstabe die Versuche machen, die er bei der Leitung der großen Herrschaft Forst-Pforten verwerten sollte, ferner sollte er durch seinen eignen Besitz veranlaßt werden, sich möglichst oft in der Niederlausitz aufzuhalten und dabei auch den des Ministers im besten Stande zu erhalten. So erscheint denn Heineken bei allen Bauten und wirtschaftlichen Anlagen Brühls als der Unternehmer und Bevollmächtigte, er schließt wieder mit den Baumeistern und Künstlern die nötigen Verträge und überwacht deren Ausführung. Brühl selbst tritt hinter Heineken, der zugleich sein künstlerischer Mentor ist, sehr zurück. Anders steht es mit der Gräfin Franziska Maria Anna Brühl, einer gebornen Gräfin Kolowrat-Krakowsky; diese war eine sehr selbständige Natur, die auch in Kleinigkeiten ihren Willen durchzusetzen suchte. Hervorgegangen aus einem alten slawischen, namentlich in Böhmen ansässigen Adelsgeschlecht, das

seit 1674 in den Reichsgrafenstand erhoben war, war die Gräfin Brühl eine der unerfättlichen Frauennaturen, deren ganzes Dasein in einem unstillbaren Durst nach Sinnengenuß, Glanz und Größe dahingehet. Die eifrigste und geschickteste Gehilfin ihres Gemahls in der höfischen Intrigue rauscht sie mit einem eisigen Lächeln an gestürzten Gegnern vorüber, solchen aber, die sich ihr bedingungslos hingeben, bewilligt sie jede Gunst und erweckt deshalb in ihrer Freundschaft leicht den trügerischen Schein der Opferwilligkeit. Während ihre Briefe mit dem Namen Gottes spielen und Gottes Gerechtigkeit anrufen, trug sie kein Bedenken, an der schändlichen, das Land ruinierenden Verschwendung ihres Mannes teilzunehmen, ja sie hat ihn auf dieser Bahn noch bestärkt. Von ihr gehn die meisten und kostspieligsten Baupläne des Ministers aus. Bald träumt sie von einem neuen Schloß in den sächsischen Bergen, bald zaubert sie einen fürstlichen Edelsitz in ein liebliches Flußthal, bald zwischen die Kiefernwälder und Seen des Flachlandes, schmückt ihn mit kostbarem Gerät, mit Gobelins und Kunstwerken, ohne im Geräusche des Hoflebens dazu zu kommen, auch nur eine dieser Schöpfungen wirklich und dauernd zu genießen. Für sie mußte der Gemahl das meiste Geld schaffen, sie war sein unheilvoller Leitstern auch in der großen Politik. Ein verführender Zug in ihrem Wesen ist der Ernst, den sie bei der Erziehung ihrer Kinder bewies; und in der That sind ihre Söhne schließlich tüchtige Männer geworden. Auch war sie klug und nicht ohne wirtschaftliches Verständnis. Sie weiß, daß es zum rentablen Betrieb der Landwirtschaft in Pforten vor allem an guten Wiesen fehlt, und gibt praktische Ratschläge, solche zu beschaffen. Sie sieht den Viehexanten scharf auf die Finger, wünscht, daß Herr von Heineken ihren Gütern dieselbe Sorge angedeihn lasse wie seinen eignen, und macht Miene, ihm in der Person eines Herrn von Landwüst einen Kontrolleur zu bestellen. Sie hat sogar zeitweise Anwandlungen von Sparsamkeit, denn sie klagt einmal über die *quantité de domestiques inutiles qui content un argent infini et ne sont bon à rien*, und ein andermal bittet sie Heineken, nichts für sie auf der Leipziger Michaelismesse einzukaufen, da ihre Kasse schlecht stehe. Aber das ist doch eitel Blendwerk. Ihre wahre Natur, die Unerfättlichkeit, bekunden zahlreiche andre Briefstellen. Außerungen Heinekens, ja auch ihres Gemahls. Am 8. Juni 1747(?) schreibt er an Heineken: *Ma femme souhaite d'avoir le Plan de tout le jardin d'Oberlichtenau, le grand Plan de Seyffersdorf, l'idée de Gangloffsömmern et Putzkau et Gausig. Vous me ferez plaisir d'envoyer cela au plutôt, elle même vous sera obligée, car cela l'amuse beaucoup et voilà tout. Mr. Knoeffel lui a promis de lui envoyer le Plan de Pforten, du chateau avec la ville, les vues, le jardin, le lac et la faisannerie. Alle diese Luxusbauten betrieb die Gräfin zu derselben Zeit, und für die meisten, für Pforten sicherlich, hatte der Oberlandbaumeister Knöffel den Plan entworfen. Für den innern Ausbau der Schlösser und den Schmuck der Gärten mit Bildwerken wurden die ersten Künstler der Zeit in Bewegung gesetzt, so die Maler Stephan Torelli und Dietrich, für Pforten insbesondere auch der Bildhauer Mattielli (geboren 1688 zu Vicenza, gestorben zu Dresden 1748), der bekannte Meister der riesigen Statuen, die die Außenseiten der Dresdner katholischen Hofkirche zieren.*

Doch nun treten wir durch das weitgeöffnete Tor, vor dem zu beiden Seiten kreisbogenförmige Wachtstuben liegen, in den Vorgarten des Schlosses. Die ganze Anlage ist von gewaltigem Umfang und zerfällt in zwei Hauptteile: die nach rechts und links etwas ausgerückten Administrationsgebäude, auch Kavalierrhäuser genannt, mit den dahinter liegenden Höfen, und das eigentliche Schloß. Die zweistöckigen Kavalierrhäuser mit ihren hohen Mansardendächern und schlichten Fassaden, die nur durch feingeschwungne Stuckornamente verziert sind, haben sich durchaus ihren ursprünglichen Charakter bewahrt und machen einen wahrhaft vornehmen Eindruck. Nur scheinen ihre Maße wie die des ganzen Vorgartens für die Lebensformen der jetzigen Schloßherrschaft, des katholischen Zweiges der Grafen Brühl, etwas zu groß zu sein: ein Hauch von Leere und Öde weht über den weiten Platz. Aber in den

Tagen des Pförtner Glanzes vor dem Siebenjährigen Kriege war das anders. Wir entnehmen die Figuren, den großen Hof zu beleben, einem Briefe der Frau Gräfin, den sie bald nach der Vollendung des Schloßbaues an Heineken schrieb, um den bevorstehenden Besuch des aus Polen zurückkehrenden Königs Friedrich Augusts des Zweiten anzumelden. Sie selbst und ihr Gemahl sind beim Könige; sie wäre aber gern une couple de jours vor ihm in Pförten angekommen, um die Empfangsvorbereitungen zu leiten, aber Brühl findet es angemessener, wenn sie erst wenig Stunden vor dem königlichen Herrn eintrifft. So fällt die Hauptlast auf Heineken und seinen Stab: den Schloßverwalter und Bettmeister Siebiger, den Fontanier Ofen, der in allen Ecken des Hofes die monumentalen Brunnen rauschen läßt, den Landschaftsgärtner Sparing, den Oberförster Haberland, den Kondukteur Franke und die ganze Schar der zur Verfügung stehenden Köche und Lakaten. Auch der junge Graf mit seinem Gouverneur kommt aus Dresden, mit ihm ein Oberstleutnant Trübschler u. a. Jagdpavillons nach Art der Hubertusbürger sollen in den Wäldern gebaut werden. Bei sinkender Sonne trifft die Gräfin ein, in den riesigen Küchen des Untergeschosses wird für die Hunderte von Personen, die es zu beföstigen gilt, gesotten und gebraten, daß es eine Lust ist; die für den König bestimmten Zimmer prangen im Schmuck eines besonders für ihn beschafften Mobiliars, die Wachtstuben vor dem Schloßgarten sind angefüllt von der Pförtner Bürgerwehr, die ihr bestes Zeug angelegt hat, alle Fenster schimmern von den Kerzen, im Hofe brennen die Pechfackeln — endlich kommt der große Moment, wo die königlichen Wagen, Spitzenreiter voraus, durch die Einfahrt rasseln. Im Nu füllt sich der ganze Schloßhof mit Karossen, stampfenden Pferden, aussteigenden Kavaliern und Damen — es sind zwischen dreißig und vierzig Wagen, die ihren Inhalt entladen. Die vornehmern Gäste finden in den Kavalierräumen Platz, die geringern im „Weißen Adler.“

Aber nicht immer liegt der Abglanz höfischer Feste auf den Gesichtern der in Pförten Rastenden — auch am 20. Oktober 1756 — einige Monate nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges — kam der sächsische „Schäferkönig,“ vor dem preussischen „Tiger“ flüchtend, der in die Hüden eingebrochen war, Nachts um elf Uhr mit dreiunddreißig Wagen bei Fackelschein mit den Prinzen Xaver und Karl und dem Minister Brühl nach Pförten, um einen Tag zu ruhen und am 22. die Flucht nach Warschau fortzusetzen. Er hätte sich bei dem Gastgeber für die von ihm geschaffne Situation mit bitteren Worten bedanken können, aber der König war damals in seiner Vereinsamung der Wirklichkeit schon zu weit entrückt, als daß er die Ereignisse in ihrem wahren Verstande erfaßt hätte.

Das Schloß, das diese kaleidoskopartig wechselnden Bilder gesehen hat, besteht aus einem dreistöckigen Mittelbau mit zwei nach vorn ausgerichteten Flügeln und ist durch eine vornehme Freitreppe zugänglich, über der sich ein von männlichen Gestalten getragener Balkon erhebt. Die Außenwände sind sehr einfach gehalten; leider ist in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das schöne Mansardendach, das bis dahin den Bau bekrönte, durch ein plattes Zinddach ersetzt worden, sodaß nach oben zu jeder harmonische Abschluß der Linien fehlt.

Es wurde uns nicht ganz leicht gemacht, ins Innere des Schlosses vorzudringen, weil der jetzige Standesherr Graf Brühl den nicht unberechtigten Schmerz über die Abtragung des Dresdner Palais seines Ahnherrn noch nicht überwunden hat und auch sonst Grund zur Verstimmung gegen die Sachsen zu haben glaubt. Schließlich aber war der Schloßherr doch bereit, uns einige Räume des Schlosses und das in einem Kellergewölbe verwahrte, aus vierzehnhundert Stücken bestehende Schwannenservice, das einst in der Meißner Porzellanmanufaktur für den Minister gemalt worden ist, teils selbst zu zeigen, teils zeigen zu lassen. Sogar eine mit rotem Sammet gepolsterte und mit zierlicher Blumen- und Gentianmalerei reich verzierte und stark vergoldete Staatskutsche des Ministers wurde unsertwegen aus der Remise gezogen. Im Schlosse erinnert die Wölbung der Decken des Erdge-

schosses, die Anlage des Treppenhauses, ja sogar die in Sepiatönen gehaltne Malerei der Wände und des Plafonds sehr an das Schloß von Altdöbern und könnte wohl von demselben Joseph Krinner herrühren, der dort im Jahre 1755 die entsprechenden Räume mit Bildern geschmückt hat. Aber im Pfortner Treppenhause fehlen ganze Fetzen des Wandpuges, andre sind durch Brand geschwärzt, und der große, durch zwei Stockwerke hindurchgeführte Festsaal zeigt überhaupt nur die nackten, kahlen Ziegelwände ohne Marmorverkleidung, ohne Stuck und ohne Spiegel; sogar die Kamine sind ausgebrochen, und von den Bildern Dietrichs und Torellis, die hier einst die Wände zierten, ist keine Spur mehr vorhanden. Was ist hier geschehn? Den teilweise ruinösen Charakter des Schlosses Pforten hat kein geringerer auf dem Gewissen als Friedrich der Große. Der preußische König hat den Minister Brühl, wie aus vielen unmittelbaren Äußerungen seiner Briefe, ja sogar aus manchen von ihm gedichteten Versen hervorgeht, mit all der Leidenschaft gehaßt, deren eine so impulsive Natur fähig war. Trotzdem bewahrte er im Winter 1756/57, während dessen er im Brühlschen Palais auf der Augustusstraße residierte, gegen die bei der Königin Maria Josepha im Residenzschlosse zurückgebliebne Gräfin Brühl eine gewisse Mitterlichkeit; als sie ihn am 23. März 1757 um eine Schutzgarde für ihr Palais, den dahinterliegenden Brühlschen Garten und das allerdings schon mehrfach von preußischen Soldaten bestohlene Belvedere bat, antwortete er fast freundschaftlich: *Vous pouvez être fermement assurée que l'on n'y touchera à rien même après mon absence . . .* und schließt seinen Brief mit den Worten: *Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait, madame la comtesse de Brühl, en sa sainte et digne garde.* Aber schon am 31. März sah sich die Ministersgattin plötzlich verhaftet und wurde wider ihren Willen unter Eskorte eines Leutnants von Mandelsloh über Schlessien nach Polen abgeschoben. War Friedrich der Große ein Heuchler? Gewiß nicht. Vielmehr war eine plötzliche Sinneswandlung bei ihm eingetreten. Die leichten Dragoner des Regiments Württemberg, das aus kriegsgefangnen Sachsen des ehemaligen Regiments Rutowski bestand, denen man den preußischen Fahneneid abgepreßt hatte, waren auf dem Marsche nach Böhmen desertiert, nachdem sie den Winter über auf den Brühlschen Gütern in Forst und Pforten einquartiert gewesen waren. Diese Desertionen, die aus einer natürlichen Anhänglichkeit der Truppen an ihre alten Fahnen entsprangen, schob Friedrich — gewiß mit Unrecht — auf geheime Machinationen Brühls und seiner Gattin. Deshalb der drohende Ton des Briefes, mit dem er auf die Bitte der Gräfin, sie in Dresden zu lassen, antwortete: *Ne pensez pas que l'on m'offense impunement: il n'y a rien de plus facile que de se venger, quand on le veut . . . Que votre mari et vous ne lassent pas ma patience ou vous en ressentirez des effets terribles . . . Ce n'est point que je veuille de son »Brühls« amitié, je le méprise trop et je sais les moyens de vaincre mes ennemis ouverts et cachés sans avoir recours à des bassesses et à des cruautés.* In diesen scharfen Worten muß man im Hinblick auf das, was weiterhin geschah, die erste noch halbversteckte Drohung finden, Friedrich werde, falls Brühl in seinem feindseligen Verhalten fortfahre, auch vor „niedrigen Maßregeln und Grausamkeiten“ nicht zurückschrecken, d. h. er werde an Brühls Privateigentum Rache nehmen. Der Sommer verging, ohne daß der König seine Drohung ausführte; nur daß er das Brühlsche Palais in der Augustusstraße am 4. September 1757 zum großen Schaden des Hauses in ein preußisches Lazarett verwandeln ließ, das mit zweitausend Kranken und Verwundeten belegt wurde. Aber am 20. Oktober 1757 marschierte er, nachdem er zwei Tage lang im Schlosse Annaburg sein Quartier gehabt hatte, aus den dunkeln Wäldern der Lohauer Heide hervor in die lichten Niederungen der Schwarzen Elster um Herzberg und nahm auf dem dicht vor der Stadt liegenden Schlosse Grochwitz sein Quartier. Dieses Schloß ebenso wie das südlich von Herzberg gelegne Rahnisdorf war Brühls Eigentum. Er hatte das Schloß von dem Oberlandbaumeister Knöffel erbauen und von dem bekannten Maler Dietrich mit Bildern schmücken lassen, die dem Kunstkenner Karl Heinrich von Heineken

so beachtenswert erschienen, daß er sie in seinen „Vermischten Nachrichten von Künstlern“ ausdrücklich erwähnt. Daß Grochwitz zu den Lieblingschöpfungen der Gräfin Brühl gehörte, entnehmen wir der oben angeführten Briefstelle. Obwohl nun der König selbst in Grochwitz für vier Tage Quartier nahm, überließ er doch dieses Schloß samt dem Gutshofe und dem Rittergute Rahnisdorf seinen Soldaten zu schonungsloser Plünderung. Die Scheunen wurden geleert, das Vieh geschlachtet, Möbel, Bilder Betten, Silberzeug, Porzellan — kurz alles, was irgendwie Geldes wert war, wurde unter den Augen des Königs im Hofe zusammengesleppt und dort ein regelrechter Markt eröffnet. Das Beste kauften die preussischen Offiziere, die von Grochwitz aus ganze Wagen nach Brandenburg schickten, ihre heimischen Edelfitze mit dieser Beute zu schmücken; die geringern Sachen wurden an Herzberger Bürger und an die Bauern der umliegenden Dörfer verschleudert. Als dann der König am 24. Oktober früh in der Richtung auf Torgau abmarschiert war, wurden auch noch die von ihm bewohnt gewesenen Zimmer von seinem Gardebataillon ausgeplündert und sämtliche Fensterscheiben mit Steinen eingeworfen; ein Jahr später, am 7. September 1758, wurde das Schloß auch noch von preussischen Soldaten angezündet. Diese Tatsachen sind uns nicht nur durch das von Brühl inspirierte „Schreiben eines aus Deutschland zurückkommenden Russischen Reisenden usw.“ (in der „Deutschen Kriegs=Canzley auf das Jahr 1758,“ III. Band, XV. Teil, Nummer 113, Seite 958 bis 976) verbürgt, sondern auch durch zeitgenössische Herzberger Aufzeichnungen sowie durch den Bericht einer Frau aus Altherzberg, die Augenzeugin des Brandes gewesen ist, und endlich durch ein noch heute in Grochwitz vorhandenes, vom Gerichtsverwalter aufgenommenes Protokoll vom 26. Oktober 1757, das den dem Schlosse zugefügten Schaden, abgesehen von dem spätern Brande und dem Verluste des Viehes und der Vorräte, mit 34503 Talern ansetzt.

(Schluß folgt)



Gräfin Susanna

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

4



Als der Fenster, wie sie sich in meinen Gedanken festsetzt, rief Anthony ungeduldig. Ich bin doch weiß Gott nicht in meine vier Pfähle zurückgekehrt, damit mich der bloße Anblick eines Frauenzimmers wie bejessen macht!

Es muß am Wetter liegen, beschloß er dann, nachdem er sich den Fall noch einen Augenblick überlegt hatte. Zwar, ich gehe jede Wette ein, daß es nichts ist, als dieses dumme, sentimentale, verschlafende Juniwetter.

Er saß in einer schattigen Ecke seines Gartens, wo Bienen summten, und die Luft mit dem Duft unzähliger Rosen erfüllt war. Ab und zu huschte ein Sonnenstrahl durch das Blätterdach und spielte auf einem bunten Durcheinander von Rittersporn und Schwertlilien, von Stiefmütterchen und roten Geranien, von Tulpen, die herausfordernd prächtig in satten Grün und Rot prangten, und auf weißen, gelben und roten Rosen. Aus dem Park erklangen die Stimmen der Vögel in allen Tonarten und erfüllten die Luft mit jubelndem Gesang.

Anthony saß vor einem Schreibpult und suchte sich der Abfassung von Briefen